

Lassen. Aber sie kommen sich dabei immer noch ein wenig auf Sonntagswegen vor, fürchten wir, und haben noch das alte Verhältnis der Autorität als das ‚eigentlich Richtige‘ im Sinn.“ Doch sind wir uns einig, daß weder das „brave“ noch das „revolutionäre“ Kind diesen Eltern heute gegenübersteht, sondern — und zwar vielleicht typischer als je vorher — das „freie“ Kind (rasch, beiläufig und über die Maßen richtig wirft Thomas Mann dies Wort ins Gespräch — „das freie Kind“ — es war nichts von Ironie dabei zu hören!). Dann, rekapitulierend und formulierend, springt er auf und findet im Gehen ein glückliches Wort: „Von der Fiktion des tyrannischen Vaters hat die literarische Jugend vier Jahre lang sozusagen in Saus und Braus gelebt, aber jetzt sieht sie, das geht nicht mehr.“

Damit sind wir erst beim Kern des Themas angekommen, bei der Frage: Wie steht ein Vater diesem neuen, freien Kinde gegenüber, wie weit kann er, wie weit will er ihm eine hilfreiche Hand entgegenstrecken? Thomas Mann, den Kopf wieder gesenkt, sagt: „Man denkt sich, wir könnten da helfen, indem wir unsere Erfahrungen den Kindern mitteilen und ihnen Umwege ersparen. Aber ich erwarte mir nicht viel von positiver Belehrung, von ausgesprochener und bewußter Anleitung. Abgesehen von allem anderen, würde das doch wieder bedeuten, daß man zur Herbeiführung jener Mitteilungen von der väterlichen Autorität Gebrauch macht, und die ist doch, wie gesagt, eine zweifelhafte Stütze.“ Er wartet einen Augenblick, dann fährt er fort, lebhafter und wärmer: „Wenn ich zurückdenke — das heißt, ich brauche gar nicht zurückzudenken, ich ertappe mich jeden Augenblick dabei —, dann schwebt mir eigentlich immer das Beispiel meines Vaters vor. Dabei gab er sich nicht viel mit uns ab; natürlich, er machte Dummheiten mit uns, aber sonst war er ein beschäftigter Vater, der wenig Zeit für uns hatte. Nun, mir geht es nicht anders: ich fühle mich beschäftigt, und ich kann nicht mehr tun, als daß ich mich auf den Eindruck meiner Haltung und meiner ehr-

lichen Bemühung verlasse. Das Vorbild des Vaters — aber —“ unterbricht er sich, „— Vorbild, das darf nicht schlecht und altmodisch verstanden werden, das Vorbild ist das Wichtigste. Ich meine, das Elternhaus wird nie einen positiv belehrenden, sondern nur einen — atmosphärischen Einfluß auf die Kinder haben können.“

Was wäre dagegen zu sagen? Heute, wende ich ein, sei der lehrhafte Gehalt jener Atmosphäre aber notwendigerweise dünner und unergiebiger als früher. Das Allgemeine, das „Leben“ werde von ihr ja längst nicht mehr hinreichend umhüllt; ob und wie die Eltern da wohl Hand und Hilfe geben könnten? Und nun beginnt gleichsam der praktische Teil der Unterhaltung.

Freilich, sagt Thomas Mann, freilich sei es für die Eltern schwerer, Rat zu wissen. Da habe — über Krieg und Kriegsfolgen weit hinaus — eine Veränderung der Welt stattgefunden, die ihnen mehr zu schaffen mache als uns, denen sie von vornherein viel vertrauter sei. „Die Eltern sind ja selbst revolutioniert“, sagt er — zurückgelehnt, den Blick angestregter und ferner hinter den Brillengläsern. „Wir machen mit, wir gehen ins Kino, aber im Grunde haben wir etwa das Gefühl, das sei eine Welt nach uns.“ Ob ihm die Moralbegriffe der jungen Generation auch sehr gelockert schienen, erkundige ich mich, so sehr, daß es über sein Verständnis ginge? Zur Antwort nimmt er ein Wort her, das im Titel seiner letzten Erzählung steht: „Unordnung“ sei da überall, große Ungezogenheit, Lust am Exzeßhaften — und merkwürdigerweise finde er das vor allem bei der geistigen Jugend des bisher konservativsten Landes, in Frankreich. Selbst von Aeltern geführt — er nennt André Gide — mache sich da ein Zug zum Immoralismus, zur selbstgefälligen Unordnung breit, doch sei das keine literarische Mode, sondern eine Welle analytischer Revolution — (er hebt die Hand und zeichnet die Welle in der Luft) —, sei von Rußland her durch Europa gegangen und habe ihre Träger nun vornehmlich in Frankreich, wie es scheine.